

Spaziergehen mit dem eigenen Denken

Laudatio auf Stephan Wackwitz aus Anlass des Samuel-Bogumil-Linde-Preises in Göttingen, 1. Juli 2012

Die Artikel, Essays und Bücher von Stephan Wackwitz begleiten, inspirieren und erhellen mein Denken und mein Leben jetzt schon seit, wenn ich richtig gerechnet habe, sechzehn, siebzehn Jahren. Als ich zur Vorbereitung dieser Laudatio wieder in ihnen las, ist mir aufgefallen, wie sehr manche Aspekte von ihnen geradezu zu Bestandteilen meiner Lebenseinrichtung geworden sind – und ich freue mich sehr über diesen Preis, weil er doch auch zeigt, dass das offenbar nicht nur mir so geht.

Bei diesen Aspekten handelt es sich keinesfalls nur um die Themen oder die zentralen Ansichten dieses Autors. Vielmehr geht es eher um manche Gedankenfiguren, mit denen Stephan Wackwitz seine Essays organisiert, gewissermaßen also um die Werkzeuge aus dem Werkzeugkasten des Essayisten.

Das Lesen von Essays kann gerade deswegen so bereichernd sein, nicht weil es einem lautstark Meinungen vermittelt, sondern weil es einem zeigt, wie man auch denken kann. Genau das ist mir beim Lesen der Essays von Stephan Wackwitz immer wieder passiert: Sie haben mir gezeigt, wie man auch denken kann. Dazu brauchen Essays mehr als geschickte Formulierungen und Klugheit; sie brauchen eine von innen her beglaubigende Kraft. Von drei dieser Gedankenfiguren, die diese Beglaubigung gewährleisten, möchte ich jetzt kurz erzählen.

Die erste Gedankenfigur ist die des epiphanischen Moments, des Augenblicks, in dem einen als Essayist eine plötzliche Erkenntnis durchfährt. Auf solche Momente stößt man häufig bei Stephan Wackwitz. Manchmal haben sie etwas von einer jähen Erkenntnis, etwa wenn dem Autor mitten in einem Gespräch mit neuen polnischen Freunde auffällt, was Schillers Eigenheit, immer etwas zu überbetonte Sentenzen von sich zu geben, mit deutschen Gegenwartsschriftstellern zu tun hat, die zu leicht vordergründigen literarischen Manifesten neigen. Manchmal haben sie auch etwas von einer gelassenen Zusammenschau, oft wenn Stephan Wackwitz sich nach ausgedehnten Spaziergängen auf einen Kaffee oder ein Bier oder ein Glas Wein mit einem mitgebrachten Buch irgendwo niedersetzt. Es gibt ja sehr viele und sehr schöne Schilderungen von Spaziergängen bei diesem Autor, und viele von ihnen münden in diese Augenblicke, in denen die Weltgegenden und die Jahrhunderte eng zusammenrücken. Etwa wenn er in seinem letzten Buch „Fifth Avenue“ in einer dieser sehr großen, unbezahlbaren Wohnung in Manhattan mit Blick auf den Central Park zu Besuch ist und erkennt, wie sehr das alles von britischer Landhausästhetik geprägt ist.

Solche epiphanischen Momente sind unbedingt mehr als ein Trick, um einen Text zu organisieren; man muss als Autor, glaube ich, geradezu auf sie hin leben und sich für sie bereit machen. Aber ein guter Kniff zur Textproduktion sind sie eben auch. Sie setzen einen guten Anfangspunkt, um von da aus Verbindungslinien aufzeigen zu können oder einen guten Endpunkt, um Linien auf ihn zulaufen lassen zu können – und um das Aufzeigen von Verbindungslinien geht es viel in diesen Essays, etwa von solchen intellektuellen Kraftlinien, die von den großen, gescheiterten politischen Projekten des 20. Jahrhunderts, einen neuen Menschen zu schaffen, ausgehen und dann bei dem jungen Studenten Stephan Wackwitz

landen, der sich von marxistischen Weltplänen fasziniert zeigt; oder auch von Linien, die, wie in seinem letzten, im März in der Zeitschrift „Merkur“ erschienenen Essay, plötzlich die Stadt Tiflis eng mit zentraleuropäischen Hauptstädten wie Rom oder Paris verknüpfen.

Man sieht schon: Der geistige Horizont, in den man eintaucht, wenn man in dem Werk von Stephan Wackwitz so spazierengeht, wie er oft in den Städten spazierengeht, ist weit.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen zu erwähnen, dass es auch in meinem Leben einen solchen epiphanischen Moment gegeben hat, der zudem mit Stephan Wackwitz verknüpft ist. Und zwar hatte ich das Glück, die Silvesternacht des Jahres 2004/2005 auf dem Marktplatz von Krakau inmitten einer fröhlichen Menschenmenge herumzustehen. Ich erinnere mich noch an die Glocken, die klangen, und an den etwas zu warmen, etwas zu süßen Sekt, der mir und meiner Begleiterin direkt in der Flasche gereicht wurde, als man erkannt hatte, dass wir Deutsche sind. Es war ja das Jahr des polnischen Beitritts in die Europäische Union – und der Moment, in dem ich die Schönheit dieses Wegfalls von Grenzen wirklich begriffen habe.

Mit Stephan Wackwitz ist dieser Moment auf zwei Weisen verbunden gewesen. Zum einen haben wir ihn damals in Krakau, wo er gerade das Goethe-Institut leitete, schlicht besucht. Zum anderen hat sein 2003 erschienenen Buch „Ein unsichtbares Land“, dieser große Familien- und Geistesgeschichtsessay, mich überhaupt erst auf diesen Moment vorbereitet. Es ist fast ein bisschen billig zu sagen, dass nicht nur dieser Text dieses Autors ein gutes Gegengewicht zu unserer sonst irgendwie nörgeligen EU-Essayistik darstellt, die sich stark an der Zentralinstanz Brüssel und ihren Defiziten abarbeitet. Stephan Wackwitz schreibt dagegen

vor dem Hintergrund eines dichten untergründigen Geflechts an historischen Verbindungslinien, die das Leben der Menschen bis heute beeinflussen. Und genau das hat meine irgendwie staunende, irgendwie auch andächtige Stimmung an diesem Silvesterabend auf dem Marktplatz von Krakau erleuchtet.

Die zweite Gedankenfigur aus dem Werkzeugkasten des Essayisten ist die der Revision. Man findet Stephan Wackwitz in seinen Essays immer mal wieder, teils verblüfft, teils kopfschüttelnd, über frühere Tagebuchaufzeichnungen gebeugt, in denen er sich über amouröse Verstrickungen, aber auch über seine politischen Ideen als junger Intellektueller klarzuwerden versuchte. Viele Essays der neunziger Jahre, aber auch noch den Großessay aus dem Jahr 2005, „Neue Menschen“, lassen sich als Versuche verstehen, sich aus den marxistischen Ideen herauszuarbeiten, die Stephan Wackwitz in dem „Roten Jahrzehnt“, wie Gerd Koenen die siebziger Jahre in der alten Bundesrepublik genannt hat, lebensgeschichtlich voll erwischt haben.

Ein Essay schreiben ist für Stephan Wackwitz Selbstreflexion oder, wenn dieses Wort zu schwer daherkommt, Spaziergehen mit dem eigenen Denken. Damit einher gehen in Bezug auf den einstigen Dogmatismus Lockerungsübungen – ein Begriff, der, wenn ich mich richtig erinnere, aus dem Umfeld der leider nicht mehr existierenden, von Michael Rutschky herausgegebenen Zeitschrift „Der Alltag“ stammt, mit der Stephan Wackwitz' intellektueller Werdegang eng verknüpft ist.

Es gibt, glaube ich, unter den westdeutschen Intellektuellen nicht viele, die diese Lockerungsübungen so gründlich und in einer solchen gedanklichen Breite vollzogen haben wie Stephan Wackwitz. Man merkt in

seinen Essays, wie tief er dazu seinen Gedankenhaushalt umpflügen musste. Die Revisionsarbeit umfasst nicht nur politische Irrtümer, sondern auch eine eingehende Neubeschäftigung mit einst geradezu magisch verehrten Büchern wie denen von Theodor W. Adorno. Und sie umfasst eine konsequente Abkehr von avantgardistischen Künstlermythen und dem Willen zur großen Kunst – von einer Kunst also, die von sich behauptet, Pläne zum fortschrittlichen Gang des Menschen durch die Geschichte entwerfen zu können. Die kleine Kunst – ein Begriff von Stephan Wackwitz selbst, unter den er ausdrücklich seine eigene Essayistik einreicht – will die Welt dagegen nicht verändern, sondern sie nur anders interpretieren. Von dem Glück, die diese Neuinterpretationen bereithalten, erzählen dann übrigens auch die epiphanischen Momente.

Diese gedankliche Revisionsarbeit war und ist wichtig. Vielleicht ist sie sogar so etwas wie ein gedankliches Gegenstück zu der politischen Differenz zwischen Fundis und Realos gewesen – zwischen den prinzipiell oppositionellen Fundamentalisten und den pragmatischen Realpolitikern, die als Ausläufer der 68er-Bewegung die politisch-intellektuelle Debattenlage in linksliberalen Kreisen lange bestimmt hat. Nach den Großkatastrophen des 20. Jahrhunderts von Zweitem Weltkrieg und Holocaust mussten weite Kreise der bundesrepublikanischen Intellektuellen erst gewissermaßen selbst in die Bundesrepublik einwandern, nachdem sie sich sehr lange in der eigenen Gegenwart eher wie in einem Exil gefühlt haben. Diese Bewegung des Einwanderns in das eigene Land hat Stephan Wackwitz mit seinen Essays ein Stück weit begleitet – so wie er mit seinen neuen Essays nun auch ein Stück weit das Einwandern in ein nicht mehr durch den Eisernen Vorhang geteiltes Europa begleitet.

Die dritte Gedankenfigur, von der ich abschließend kurz erzählen will, ist diejenige, bei der ich mir selbst ein bisschen unsicher bin. Leser sind ja manchmal seltsam aktive und nicht nur passiv aufnehmende Menschen. Vielleicht lese ich diese Gedankenfigur also mehr in diese Essays hinein als aus ihnen hinaus; aber jedenfalls macht auch sie für mich die beglaubigte Kraft dieser Texte aus. Ich meine die Figur, dass man schreibend nicht nur der Autor eines Textes, sondern auch der Autor seines Lebens sein kann.

Ich möchte das jetzt ganz vorsichtig sagen. Denn es geht ja hier keineswegs darum, dass in der möglichen Vielfalt der Geschichten wieder eine Zentralperspektive durchgesetzt werden soll. Bei Stephan Wackwitz geht es eben vielmehr gerade um ein essayistisches Erzählen: mit Selbstironien, mit Versuch und Irrtum, mit probeweise vorgenommenen Ich-Entwürfen, die dann manchmal auch schnell wieder zurückgenommen werden können, mit Entdeckerfreude bei überraschenden Funden und einer gewissen Sorglosigkeit, wenn es mit der gedanklichen Systematik mal nicht klappen will. Die eigene Geschichte und die eigene Autorschaft über sie – das wird in diesem essayistischen Erzählen gerade nicht planvoll entworfen, sondern das schält sich ganz allmählich immer erst heraus. Und das ist auch keineswegs stabil, sondern kann dann auch allmählich immer wieder verblassen.

Wie fragil und schöpferisch zugleich so eine Autorschaft über den eigenen Text des Lebens sein kann, wie abhängig von vorgegebenem Material, aber auch wie frei innerhalb dieser Gegebenheiten, das habe ich zum Beispiel in dem Essay „Karawanenmusik“ erfahren, gerade einmal 23 Seiten, die in dem Band „Osterweiterung“ enthalten sind.

Stephan Wackwitz erzählt hier von den hundert Autofahrten, die ihn in den Nullerjahren von Krakau aus, wo er beim Goethe-Institut war, nach

München geführt haben, wo sein Sohn lebte; hundert mal tausend Kilometer hin und dann tausend Kilometer wieder zurück, das macht etwa fünfmal um die Erde. Der Essay erzählt von der Traurigkeit und auch der Verlorenheit solcher Fahrten. Aber dann stellt sich heraus, dass die Strecke entlang uralter Handelswege führt. Von Regensburg über Pilsen nach Prag und dann durch die Mährische Pforte nach Krakau, das war vor tausend Jahren ein Weg nach Kiew und Odessa und dann sogar weiter nach China und Indien gewesen. Und dann stellt Stephan Wackwitz fest, was alles hier auf dem Weg liegt: das Schlachtfeld von Austerlitz, ein berühmtes Tizian-Gemälde – die „Schindung des Marsyas“ – in Kromeriz, eine märchenhafte Frühlingslandschaft südlich der Stadt Telc, gebirgige Schluchten und Filmfestivals, mittelalterliche Burgen, das Geburtshaus von Sigmund Freud in Novy Jicin ...

Unterderhand wird so ein Essay, der mit den Beschwerden des Lebens beginnt, zu einem sachte schwingenden Text darüber, auf wie vielen Spuren vorangegangener Menschen wir immer schon gehen, und über den Reichtum mitteleuropäischer Kulturlandschaften. Und man kann an ihm letztlich sehr gut das schöpferische Moment in einer essayistischen Einstellung seinen eigenen Lebenserfahrungen gegenüber erkennen. Was einem am Wegesrand begegnet, das kann man zwar manchmal nicht beeinflussen, aber was man davon in den Text seines Lebens aufnimmt, das entscheidet man selbst.

Neben der Freude an epiphanischen Momenten und der ständigen Bereitschaft zur Revision ist das, glaube ich, der dritte Aspekt aus dem Werkzeugkasten des Essayisten Stephan Wackwitz, den man wirklich bewundern kann: Ich nehme aus seinen Essays immer auch ein gestärktes Vertrauen auf die menschliche Fähigkeit mit, aus allem, was einem zustößt, einen eigenen Text zu machen.

Ich beglückwünsche die beiden Preisträger des Samuel-Bogumil-Linde-Preises 2012 und danke Ihnen sehr für Ihre Aufmerksamkeit.